

Es ist Sommer und es riecht nach Kindheit. Und du liegst in dem Bett, in dem du immer gelegen hast und du stirbst.

Und ich erinnere mich an alle Sommer, an alle Sommer meiner Kindheit, das ist vielleicht nur ein Sommer, ein Tag, ein paar Minuten intensiven Glücks. Die Hitze des (einen) Tages, alle Gerüche – das Heu, die Kühe, Stroh und Rosen, - das Rauschen des Kastanienbaumes nebenan. Alles ist, wie es war (sein soll), wie es gehört im Sommer meines Lebens und du liegst im Bett, ohne das Rauschen der alten Kastanie, die gefällt worden ist im letzten Jahr, liegst du im Bett und stirbst.

Du, die du meine Mutter bist.

Noch meine Mutter, weil du da liegst und lebst und noch nicht gestorben bist.

Der Auszug aus Ägypten, fast, wo das Meer sich trennt und du, gerettet, in der Wüste bleibst, vierzig Jahre lang und erst wenn du stirbst, sind die vierzig Jahre vorbei.

Und ich sitze und schaue die Wand an und es geht mir nichts aus dem Sinn. Es kommen mir überall entgegen die Geschichten, die mir erzählt sind, und ich habe gesagt zu meiner Mutter, meiner Tante, meiner Oma, zu Parwin und Herbert, meinem Cousin, erzähl nur, hab ich gesagt, wenn sie meinten, es sei zu viel. Erzähl nu. Und sie haben erzählt.

„Und als Odada, der mein Vater war, im Sterben lag“, erzählt die Mutter, da hab ich all die alten Wanduhren, die er gesammelt hat, solche mit Schlagwerk, die zur vollen Stunde schlugen, in die Scheune getragen. Sie waren so schmutzig. Das hat mir hinterher leid getan. Lange noch. Weil er sie gesammelt hatte. Hat sie geliebt, wohl. Hatte drei oder vier. Und nur eine hab ich ihm gelassen. Ja, so ist man manchmal. Voller Unverstand.“

Und Odada lag auf dem Sofa in der Küch'. Da gingen alle ein und aus. Und die Oma buck Quarkkücklein oder auch nicht und der Odada streckt seine knochige Hand zur Begrüßung aus und zur Verabschiedung. Vielmehr nicht. Vielmehr kann er nicht. Reden kaum, sich erheben kaum. Nur Husten, und japsen nach Luft, in den kurzen Momenten, in denen der Asthmakranke noch nicht stirbt.

Und dann wird es schlimmer.

Und noch schlimmer.

Und er wird ganz klein, der Mann, ganz schwach.

Und sie rufen den Arzt.

Der Arzt aus dem Dorf, der auch kommt auf den Aussiedlerhof, der ist einen Kilometer von der Dorfmitte entfernt. Einen weiten Kilometer, der heut nicht mehr zählt.

Aber damals war es eine Strecke, und der Arzt kam und besah den Patient, der keiner war.

„Was rufen sie mich denn?“ fragt er. Unwirsch. „Sehen sie nicht, dass der Mann stirbt?“

Er war ja Arzt. Er hatte nichts dabei zu tun. Sterben, das konnte ein jeder von selbst. Und ging wieder, hinunter ins Dorf, hinein in sein Haus.

Und der Sterbende musste noch einmal auf den Eimer. Ächzte. Auf den Eimer, der immer bereit stand. Und die Großmutter half ihm aus dem Bett. Stütze ihn, barg ihn. Und er ging noch einmal auf den Eimer. Erledigte sein letztes Geschäft. Wie ein Kind, ein Neugeborenes, sein erstes, wenn es Kindspech kackt zum ersten Mal, schwarz und klebrig. Er reinigte seinen Leib ein letztes Mal von den Schlacken der Erde und sank in sich zusammen und verschied in den Armen derjenigen, die seine Ehefrau gewesen war, die Mutter seiner Kinder, in dieser Welt.

Und es war, wie sein Leben, ein einfacher Tod.

So, wie der Tod, wenn er kommt, einfach ist und den Mensch in seine Arme schließt.

*

Ihr Vater starb. Sie erzählt es eines Tages. Und dass sie jede Nacht von ihm träume, wenn sie schlafe. Dass sie gern schlafe, weil sie ihn dann nochmals sähe im Traum. „Herta, ich habe erst davon erfahren, da war er schon mehrere Monate tot, fast ein halbes Jahr. Und das ist etwas, was man nicht fassen kann. Dass man lebt und lebt und erfährt es erst hinterher“.

Sie macht eine Pause.

„Wenn man sich doch verabschieden könnte.“

Ihr Vater war unterwegs. Von Kabul in die Provinz. „Geschäftsmann war er, er musste ja reisen“, sagt sie. „In diese andere Stadt. Aber die Straßen waren zerstört. Viel stärker, als er erwartet hatte. Die Verkehrswege waren vernichtet. Und Kabul lag weiter hinter ihm. Es begann ihm schlecht zu gehen. Aber er musste weiter. Er musste die Stadt vor ihm erreichen. Es gab sonst nichts. Keine medizinische Versorgung, wo er war, niemand, der ihn kannte. Niemand, der bei ihm war und ihn stützte und Mut- und Trostwort sprach. Es gab nur ihn. Und er schaffte es in die Stadt. Und im Krankenhaus gab es medizinisches Gerät, das war alt, aber da, immerhin. Nur gab es wenig, womit man die Versorgung aufrecht erhielt. Ein wenig Verbandsmull vielleicht, kaum Medizin, selten Strom. Und niemand weiß, wie er gestorben ist. Niemand, der bei ihm war. Niemand, der es erzählen kann. Das ist es, was quält.“ Die Familie hat es erst spät erfahren. Auch in Kabul die Ehefrau. Die hat auf Nachricht gehofft. Die nicht kam. Was nicht verwunderte, weil immer Nachrichten nicht kamen und die Verbindungen schlecht waren und niemand wusste genau. Und dann kam die Nachricht doch, nach Kabul, nach Deutschland. „Der Vater ist tot.“

„Wir müssen ja sterben, Herta, wir sind ja Menschen“, sagt Parwin. „Das ist nicht schlimm. Aber ohne Abschied, ganz allein und ohne dass jemand es weiß?“

*

„Meine Großmutter“, sagt sie, „ist anders gestorben. Die war gesund und es gab kein Anzeichen, dass etwas wäre. Sie hatte immer schon gesagt, sie werde aus dem Kreis der Familie heraus sterben an einem fröhlichen Tag. Dann begingen wir ein Familienfest. Das waren große Treffen von hundert Leuten und mehr. Die kamen alle zusammen. Tage vorher begannen die Vorbereitungen. Wir waren ja schon zwanzig Familienmitglieder, die immer zusammen gelebt haben, Herta. Wir hatten einen

großen Garten, da gab es alle erdenklichen Obstbäume darin und Beeren aller Art, der Garten war unser Paradies. Mein Vater hat darin gearbeitet. Wenn er nach Hause kam von Geschäftsreisen, ging er in den Garten, Herta, und hat nach den Pflanzen geschaut. Und um diesen Garten herum waren Häuser gebaut, im Geviert. Da wohnten die Familien darin. Und man aß immer zusammen und einsam war man nie. Ein Fest aber war schön, ein großes Erzählen. Und alle waren da. Und meiner Großmutter ging es gut. Sie erzählte und lachte und half, wo es zu helfen galt. Und kurz bevor das Fest zu Ende war, verabschiedete sie sich von allen. Sie sei müde, sagte sie. Sie ging in ihr Zimmer. Und dann, Herta, starb sie. Legte sich ins Bett und starb. Ja, so hatte sie es vorgehabt. Und so hat sie es auch getan.“

Später gab es einen Regenguss. Das war im Sommer. Die Bäume trugen Früchte. Die Sonne schien. Ein Regenbogen entstand. Dann geschah etwas merkwürdiges, etwas, was nicht geschehen kann. Der Regenbogen erdete in unserem Garten. Mein Vater rief. Und auch die Nachbarn kamen. Wir standen auf der Balustrade. Mein Vater ging in den Garten hinunter. Und er lief unter dem Regenbogen hindurch. Das geht ja nicht. Das kann man nicht tun. Ein Regenbogen entfernt sich von uns. Aber trotzdem war es so. Mein Vater konnte den Regenbogen berühren. „Komm“, rief er. Aber ich traute mich nicht. Ich hatte Angst. Wir hatten alle Angst. Es würde etwas Schreckliches passieren.

Dann dauerte es nicht mehr lange, bis die Flugzeuge kamen. Kabul wurde bombardiert. Die Bomben zerstörten. Auch unseren Garten.

Damals. Da waren meine Kinder schon auf der Welt. Sie waren noch klein. Und ich war jung. Ich hatte Angst vor dem, was kam und kommen würde. Wir gingen weg von Kabul. Die Hauptstadt würde ein Angriffsziel sein. Wir reisten durchs Land. Immer auf der Suche nach einer sicheren Ort. Der Krieg kam uns nach. Schließlich gingen wir fort. So sind wir nach Deutschland gekommen auf der Flucht vor dem Tod. Da waren meine Kinder fünf und sieben Jahre alt.

*

Meine eigene Großmutter starb nicht in einem Land. Sie starb in beiden Ländern, in ihren beiden Ländern. Auf der Fahrt von dort nach hier. Der perfekte Abschied. Ja, sie haben sich noch darauf verstanden, aufs Sterben, die Alten. Die konnten es noch.

„Der Herbert soll mich holen“, stand im Telegramm. „So schnell es geht.“

Und noch in der nämlichen Stunde fährt er los, robust wie er ist, fährt in die Tschechoslowakei, die Oma nach Haus zu holen.

Fährt los und weiter, die ganze Nacht. Da sind hinter der Grenze die Straßen noch nicht ausgebaut zu Autobahnen. Da führt kein glatter Asphalt ans Ziel. Da gibt es Navigation aus dem Weltenraum noch nicht. Da fährt er die halbe Nacht. Und in den Tag hinein. Und kommt beim Franzl an.

Die Oma krümmt sich schon.

„Schnell. Schnell“, sagt sie. Und „gut, dass du kommst.“

Sie tätschelt dem Franzl die Hand. Die Wange auch. Und tätschelt Libuscha. Ein letzter Kuß. Und fort. „Das wir’s nach Haus noch schaffen.“

„Und lag auf dem Sitz und stöhnte und mir stand der Schweiß auf der Stirn“, sagt der Cousin. „Und ‚soll ich dich ins Krankenhaus bringen, hier, gleich hinter der Grenz‘, hab ich gefragt. ‚Ins deutsche Krankenhaus.‘ ‚Aber nein‘, sagt sie‘, fahr zu. Nach Haus.‘ Und so, wie ich hingefahren bin, bin ich auch wieder zurück. Ohne Pause. Und

komm morgens an. Gegen fünf, in der grauen Stunde. Und sag nur kurz deiner Mutter Bescheid. Die kommt hoch zum Hof. Da lebt sie noch ihre letzte Stunde. Und meine Mutter und deine Mutter, die sind bei ihr. Dann ist sie tot.

Ich bin voller Trauer. Ich weine im Auto. Ich kämpfe mit den Tränen.
Ich bin voll Trauer. Es ist der Tag nach meinem Geburtstag.
Niemand mehr werde ich einen Menschen auf diese Weise lieben wie sie.
Die Tiefe der Liebe rinnt durch meine Adern, meine Blutbahnen.
Ich bin voller Trauer.

Ich werde mich zusammen nehmen. Die Kinder im Auto, mein Mann. Meine Mutter, die so krank zu Hause sitzt.

Als mein Vater im Koma lag, bin ich nach dem Krankenhaus zu meiner Mutter nach Hause gefahren. Wir saßen da. Wir haben unsere Trauer geteilt.

Wieder möchte ich meine Trauer mit meiner Mutter teilen. Aber es geht nicht. Die Trauer um die Mutter bedeutet, dass die Mutter nicht mehr dafür da ist, um mit ihr die Trauer zu teilen.

Das Gefühl, als würde man jetzt schon eine zeitlos lange Zeit mit einer Sterbenden leben.

Allmählich ist beides möglich – die Sterbende innerlich mitzutragen und äußerlich mit den notwendigen Handlungen zu begleiten und zugleich den Alltag zu leben. Habe heute Nacht das erste mal wieder ohne Telefon neben dem Bett geschlafen. Und es ist mir erst am Morgen aufgefallen. Das Gefühl, jederzeit könnte das Ende eintreten, hat sich verflüchtigt. Es ist eher so, als hätten wir unsere Zelten aufgeschlagen in den Wiesen vor dem Hades und lagerten da. Für eine lange Zeit. Auch das ein Ort!

Der Tag nach meinem Geburtstag, in gewisser Weise war es der letzte Tag mit meiner Mutter.

Mit meiner Mutter in ihrer personalen Anwesenheit: da hatte sie noch ein Quentchen Kraft für Beziehung, für Außen- und Mitwelt.

Meine Schwester, die bei ihr ist, will am Abend nach Hause fahren. Trotzdem fahre ich in der Früh hin. Für zwei Stunden. Muß die Mutter sehen.

„So eine Überraschung“, sagt sie. Liegt auf dem Sofa. Ein siebzjähriger, uralter Mensch. Abgemagert. Schwach.

Setzt sich auf. Wir reden, meine Schwester und ich. Über unsere Belange. Zwei, drei, nein vier Sätze spricht sie mit.

Trifft wieder weg. Ich wärme ihr die Füße unter den Wollstrümpfen.

Eine Frau aus dem Dorf, die zu Besuch kommt.

„Ich bleibe aber liegen, Inge“, sagt sie, ganz die alte, höfliche, andere im Auge habende Frau. „Und wie geht es dir?“

Auf einmal wieder im sozialen Raum. Die Frau erzählt von ihrer Zuckererkrankung. Dass sie Sport machen soll. Dass sie es vergißt. Dann, scheint es, wird ihr plötzlich die Situation von Mama bewußt. Sie steht auf, verabschiedet sich.

„Gute Besserung.“

„Danke.“

Inge geht durch die Tür.

Meine Mutter gleitet hinaus aus dem sozialen Raum.

Meine Gefühle haben sich verändert. Meine Trauer ist einer Sachlichkeit gewichen. Einer durchaus liebevollen Sachlichkeit.

Die personale Beziehung hat sich zurückgezogen. Wie wenn jemand seine Tentakel einzieht, seine Verbindungen mit der Welt, mit dem Leben, zurücknimmt. Der entgegengesetzte Prozess der Verwurzelung.

Die Liebe zieht sich immer mehr zurück in ein Innen. Ein Kern, der sich bildet.

Zwei Tage später telefoniere ich mit meiner Schwester.

Am Morgen habe sie gefragt ‚wann habe ich das letzte Mal gegessen‘?

‚Das weiß ich nicht‘, habe sie geantwortet.

Und dann hat sie ein halbes Brötchen mit Honig verspeist.

‚Und Kaffee‘, habe sie gefragt oder mehr noch, gefordert, mit einer Spur von Empörung. Und sie habe ihr eine Tasse gebracht und sie habe die ganze Tasse getrunken.

Ich bin verblüfft. Irritiert. Fast so etwas wie ungehalten.

Was will ich denn? Das meine Mutter nicht ißt, nicht trinkt?

Dass sie sich gefälligst wie eine Sterbende verhält. Nicht aus ihrer Rolle fällt und zurückkehrt ins Leben? Irritiert bin ich. Über sie und über mich. Gut. Richten wir uns auf neue Zeiten ein.

Bauen wir die Zelte am Rande des Hades wieder ab. Gehen wir drei Schritte zurück ins Hinterland. Sofort verändert sich alles. Das gesamte Panorama. Vor uns liegt Leben, wenn auch nicht sehr viel. Aber das Rauschen des Flusses, das Rufen des Todes, ist hier viel leiser. Hier hört man wieder Vögel. Die Berührung mit dem Existenziellen nimmt ab.

Am nächsten Morgen sagt mir die Schwester, „Stunden später hat sie alles wieder ausgebrochen“.

Den Vormittag bleibe ich an ihrem Bett. Diana, die junge Pflegerin, macht irgend etwas, pflückt Beeren. Kehrt den Gartenweg. Kehrt ihn ein zweites Mal. Weil der alte Kirschbaum beständig Blätter verliert.

Mama will nicht mehr alleine bleiben. Gar nicht mehr. Das bestätigt auch die Pflegerin. Die löst mich ab bei ihr, als ich fahren will. Ich beuge mich über sie. Verabschiede mich.

„Fahr schön vorsichtig“, sagt sie. Fast mit ihrer alten Stimme.

Ein kleines Gespräch. Dankbar bin ich für diesen Satz. Für die Worte aus ihrem Mund. Für ihre personale Anwesenheit.

„Am Freitag komme ich wieder“, sage ich. „Das ist übermorgen. Vielleicht bringe ich die Kinder mit, was meinst du?“

„Ja“, sagt sie. Was mich fast überrascht.

Ich arbeite. Um zehn Uhr habe ich einen Termin. Ein Vorgespräch für einen Auftrag, der mir in den Schoß gefallen ist. Eine gute Arbeit. Und gut bezahlt. Das Handy habe ich an. Wie jetzt immer. In meiner Tasche. Bei meinen Unterlagen.

Aber irgendwie habe ich mich an ihren Zustand gewöhnt. So, als lebten wir jetzt immer mit einer Sterbenden. Und als stürbe sie nicht.

Dann, 15 Minuten nach Beendigung der Besprechung, schon mit dem Auto auf der Landstraße, klingelt es doch, das Handy. Ich fingere in meiner Tasche. Mein Herz klopft, aber ich rechne damit, dass es mein Mann ist. Bekomme das Telefon zu fassen. Höre eine Stimme. Die Stimme der Pflegerin.

Nach Hause kommen. Sofort. Der Arzt habe es gesagt. Die Verbindung sei schlecht, sie verstehe mich nicht.

Ich habe verstanden. Ich drücke das Handy aus. Mein Herz rast.

Ich habe die Abfahrt verpasst. Das merke ich erst später. (Die Landschaft kommt mir vor wie in einem Wim-Wenders-Film.) Ich bringe mein Handy nicht mehr zum Funktionieren. Wie in einem schlechten Traum. Irgendwo, schließlich, eine kleine Tankstelle. Mit Telefon ohne Zähler. Einer Großmutter, einer Enkelin, 14jährig vielleicht, die es nicht herausgeben wollen. „Ich muß trotzdem telefonieren“, sage ich. „Sie bekommen fünf Euro von mir. Meine Mutter liegt im Sterben.“ Erschrockenes Gesicht der Enkelin. Die reicht mir ihr Handy. Vor Aufregung vertippe ich mich ein paar Mal. Schließlich meine Schwester. Der Zustand habe sich stabilisiert. Sie hatte fast schon aufgehört zu atmen. Jetzt schlafe sie wieder. Atme regelmäßig. Es sei ein Wunder.

„Komme. Fahre vorsichtig. Und das ganz akute ist vorbei. Wie es weitergeht, weiß niemand.“

Ich spreche den Kindern aufs Band. Ich lege fünf Euro auf die Theke. Ich fahre davon.

Drei Stunden später bin ich daheim bei meiner Mutter. Nachdem ich zu Hause bei den Kindern nach dem rechten gesehen habe. Mit ihnen gegessen habe.

Das Auto, es fährt fast schon von alleine diese Strecke, eine Autostunde von mir zu ihr. Ich bin gefaßt. Ich bin aufgelöst. Gefaßt.

„Bring die Kinder nicht mit“, hat meine Schwester gesagt.

„Das zerreißt dich zu sehr.“

*

Meine Schwestern, die da sind.

Meine Mutter im Bett. Schlafend. Nicht mehr schlafend. Sie ist aufgewacht. Ich begrüße sie. Ein Kuß auf die Wange. Sie atmet. Heftig. Und kurz hintereinander. Sie wird nicht mehr einschlafen. Es ist Donnerstag, 16 Uhr.

Am Freitag, 9 Uhr, wird sie nicht mehr am Leben sein.

*

„Jede Nacht träumte ich von ihm“, hatte Parwin erzählt. „Deshalb habe ich gerne geschlafen. Deshalb habe ich mich auf die Nacht gefreut.“ Dann hatte sie eine Pause gemacht. „Aber in dieser Nacht, Herta, bin ich ihm nicht mehr begegnet.“ Wieder eine Pause. „Vergangene Nacht habe ich die Engel gesehen. Sie klopfen an seine Tür. Und ich hatte keine weißen Blumen für sein Grab.“

Der Verheißungen gibt es viele und das gelobte Land ist weit. Weit und fern und nah, gleich hinter dem Saum der Wüste, der uns wie ein Vorhang umgibt.

*

Wir, drei Töchter, drei Schwestern, sind bei ihr. Abwechselnd, und alle zusammen. Meine Tante kommt. Sitzt an ihrem Bett. Weint. Ihr Zustand bleibt stabil. Um 23 Uhr beschließen wir, dass zwei von uns zum Schlafen ins Wohnzimmer gehen werden. Wir brauchen vielleicht noch länger Kräfte. Meine Schwestern, die die vergangene Nacht bei ihr waren, legen sich hin.

Ich bleibe. Es ist 2 Uhr nachts. Zuerst denke ich, wir werden auch schlafen. Ein bißchen.

Aber wir schlafen nicht.

Sie ist ununterbrochen wach. Immer im gleichen Atemrhythmus.

Sie will nicht, dass ich mich hinlege. Sie will mich dicht vor sich sehen. Einmal ruft sie mich.

„Herta, komm zu mir.“

Ich setze mich ins Bett meines Vaters. Sie streckt mir ihre Hände entgegen. Ihre Hände in den meinen, so bleiben wir.

Sie stöhnt.

Tut dir etwas weh, frage ich, soll ich dich anders betten?

Nein, sagt sie.

Sag mir, was du brauchst, sage ich.

„Es ist gut so“, sagt sie.

Noch einen, noch zwei Sätze schenkt sie mir in der Nacht.

Sofort fühle ich die alte, die nahe Vertrautheit. Das vertraute Glück. Dankbarkeit. In diesen schönen, schmerzhaften Stunden.

Ich möchte sie in die Länge ziehen, noch weiter ausdehnen. Ich bin müde. Und unsere Zeit in dieser Nacht ist um. Ich sehe, dass ihre Wunde versorgt werden muß. Das geht nicht allein. Ja, es ist Zeit, die anderen zu holen. Diese glücklichen Stunden sind gelebt.

Fast würde ich es ihr sagen, wie schön die Stunden mit ihr waren. Bevor ich gehe, um meine Schwestern zu holen. Ich schweige.

Zu dritt versorgen wir ihre Wunde, betten sie neu.

Dann gehe ich schlafen für zwei Stunden und meine Schwester bleibt.

„Weck mich um sieben Uhr“, sage ich. „Dann muß ich das mit den Kindern regeln.“

Du bist in den Geburtskanal des Todes getreten, eine Stunde vor deinem Ableben, deinem Übergang. Es ist deine Stunde.

Die Tiefe deines Lächelns,
dass von hinter deinen Augen aufstrahlt
für einen Moment
für mich . Für die Schwestern.
Das kostbare Strahlen
des Abschieds.
Deines bewußten Abschieds.

Du streckst dich noch einmal, den ganzen Körper, Schulter, Arme, Leib und Beine.
Und vielleicht bist es gar nicht mehr du, die sich streckt – es ist schon der

Grenzbereich.
Die letzte Atmung
Ein Flügelschlag
Ich liebe dich

Es ist vollbracht.
Um neun Uhr, als die Glocken läuten.

Wir waschen sie.
Kleiden sie an.
Eine Schwester faltet ihr die Hände.
Im Garten schneide ich eine Rose. Lege sie ihr in die Hand. Räume die Medikamente aus dem Raum. Eine Schwester trägt den Wecker hinterher.
Eine Kerze brennt.

Dann tragen wir ihren Tod nach außen, zu den anderen.

*

Sie bleibt zu Hause liegen. Die Witterung ist kühl genug. Es ist wie nach einer Geburt, wenn die Nabelschnur auspulsieren darf. Sie ist nicht, mit einem mal und jäh, weggerissen von uns.
Meine Tochter pflückt einen Blumenstrauß im Garten und legt ihn ihr ins Bett.

Nach dem Tod an deinem Sterbebett sitzen. Meine zehnjährige Tochter auf den Knien.
„Mama, ich sehe noch, dass Oma atmet.“
Ja, Oma atmet. Ich sehe es auch. Ihr Brustkorb hebt sich und senkt sich.
Und wir kommen darauf, dass wir es so wenig gewohnt sind, einen nichtatmenden Menschen zu sehen, dass unsere Augen das einfach nicht glauben. Dass sie den Brustkorb sich weiter heben und senken lassen, heben und senken.
Es ist wie nach einer Seereise. Wir stehen auf festem Grund und er schwankt.
Schwankt und schwankt. Weil unser Gedächtnis, unser Orientierungsgedächtnis, das so will.
„Und wie auf einem Foto“, sagt mein Kind. „Da sehe ich auch nie, dass die Menschen nicht atmen. Da atmen sie auch.“

Um fünf Uhr am Nachmittag des nächsten Tages wird sie aus dem Haus getragen.

Was gibt es denn, was wir für unwandelbar halten?
Den Tod?
Das Altern?
Geburt – eben noch.
Zeugung? Nicht mehr.
Das Wachsen des Grases?
Das Leuchten der Sterne?
Die Wärme der Sonne?
Unsere Gefühle, die zu lenken wir nicht mächtig werden?
Das Sprechen lernen der Kinder.
Das Laufen lernen der Kinder.

Das Lernen, alt zu werden.
Das Verlernen des Laufens.
Das Vergessen der Zeugung?
Die Beständigkeit des Krieges.
Das Erwachen der Begierde?
Das Bedürfnis, für sich zu sein.
Das Bedürfnis, mit anderen zu sein.
Die Betrachtung eines Blattes, das sich im leichten Wind bewegt.
Das Wahrnehmen der Kühle, die am Abend aufsteigt von der Erde.
Das Lesen eines schönen Satzes: „Keischi ikemiya lehnte sich zurück und gestattete seiner rechten Hand, den Schatten eines Bambusblattes zu streicheln, dessen Silhouette sich auf der leeren Mitte des Schreibtisches abzeichnete.“ (*1)
Das Lesen eines schönen Satzes.
Das Schlafen.
Das Träumen.
Das Bedürfnis zu essen.
Das Bedürfnis, aufzuhören zu essen.
Das Bedürfnis, zu sterben.

Einige Tage nach ihrem Tod eine Traumkarte an meine Töchter:
„liebe Emily, liebe Vera,
nach der Operation, dem Herauslösen des Geistes aus dem Körper, geht es mir sehr gut. Oma“

Anmerkungen:

„Was ich vom Sterben sah und hörte“ ist ein Auszug aus einem längeren, noch unveröffentlichten Text

Der Titel ist angelehnt an das Essay von Ingeborg Bachmann „Was ich in Rom sah und hörte“

(*1) aus Janwillem van de Wetering „Inspektor Saitos kleine Erleuchtung. Kriminalstorys“ rororo 1995